

Konventes aus süddeutschen Mönchen bestand. Das hat seine Ursache darin, daß nur vier der siebzehn Klöster der oberdeutschen Franziskanerprovinz auf schweizerischem Gebiet lagen und die nicht an ein Gelübde der stabilitas loci gebundenen Mönche häufig versetzt wurden. Bei der Seelsorgetätigkeit, das genuine Aufgabengebiet der Franziskaner, war der Konvent für die Stadt von großer Bedeutung; nach der Umwandlung der benachbarten Jesuitenschule in eine Staatsschule 1774 lehrten bis 1834 dreizehn Konventualen am staatlichen Gymnasium, am Lyzeum und an der theologischen Anstalt.

Die räumliche und gesellschaftliche Entwicklung Luzerns, welche im dritten Kapitel von Markus Trüeb dargestellt wird, hatte zur Folge, daß Kirche und Klostergebäude nach der 1838 erfolgten Aufhebung des Klosters im Jahre 1845 zur Gründung einer zweiten Stadtpfarrei benutzt wurden. Der Entstehung und Entwicklung der Pfarrei Sankt Maria in der Au geht Alois Steiner im vierten Beitrag nach. Die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen in der Eidgenossenschaft des 19. Jahrhunderts und die beiden Vatikanischen Konzilien gingen auch am Leben der Pfarrei nicht spurlos vorbei. Ein farbiges Bild der katholischen Sozial- und Alltagsgeschichte vor dem Zweiten Vatikanum zeichnet der Freiburger Historiker Urs Altermatt. Dabei geht er besonders den Funktionen nach, welche mit kirchlichen Festen und Feiern verbunden wurden. Die jüngsten Entwicklungen im Leben der Pfarrei werden von Pfarrer Clemens Hegglin in einem Erfahrungsbericht dargestellt.

André Meyer und Hans-Christian Steiner erörtern im siebten Beitrag die verschiedenen Etappen der Baugeschichte des Kirchengebäudes. Folge der abnehmenden finanziellen Mittel des Ordens in der Neuzeit war, daß die Kirche nach der Spätgotik in ihrer äußeren Gestalt keinen eingreifenden Umbauten mehr unterworfen wurde und dadurch bis heute ihren spätmittelalterlichen Charakter bewahrt hat, während im Inneren eine weitgehende Barockisierung erfolgte.

Bis 1798 war die Kirche auch Begräbniskirche. Das Begräbniswesen bei den Franziskanern wird von Anton Kottmann dargestellt. Andreas Cueni legt einen anthropologischen Bericht der bei der baugeschichtlichen Untersuchung gemachten Gräberfunde vor. Jakob Bill kommentiert die archäologischen Befunde, welche auf 19 beigegebenen Plänen dokumentiert werden. In 47 Photographien werden Bau und Ausstattung der Kirche und ihrer Nebenkappen am Ende des Buches illustriert, wodurch dieses auf gelungene Weise abgerundet wird.

*René Pahud de Mortanges*

URSULA BRAASCH-SCHWERSMANN: Das Deutschordenshaus Marburg. Wirtschaft und Verwaltung einer spätmittelalterlichen Grundherrschaft (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte 11). Marburg: N. G. Elwert Verlag 1989. XI und 366 S. 1 Karte und 1 Diagr. (Beil.). Brosch. DM 62,-.

Um es vorwegzunehmen: noch nie hat der Rezensent eine so spannende und fesselnde wirtschaftsgeschichtliche Dissertation (in einem Zug durch)gelesen. Aus einem Material, das denkbar spröde erscheinen könnte, nämlich aus den Jahresrechnungen, Zins- und Aufmaßregistern (nebst einer Reihe von Kopieren) des kleinen und im Reich eher unbedeutenden Deutschordenshauses Marburg, das gegen die Übermacht der Landgrafen von Hessen nie den Sprung zur geschlossenen Territorialherrschaft schaffte, läßt Braasch-Schwersmann einen farbenprächtigen, detailfreudigen und doch stets mit absolut überlegener Quellenbeherrschung souverän dirigierten gebändigten Mikrokosmos der mittelalterlichen Lebenswelt entstehen. Daß die Arbeit nirgends ins Ephemere oder nur Anekdotische sich verliert, jedes Detail seinen Platz im Gesamtrahmen findet und schließlich die Gesamtlänge des Textes doch mit 294 Seiten überschaubar bleibt: das ist schlicht meisterhaft.

Im einzelnen: Durch Stiftungen und Schenkungen zu Ehren der Heiligen Elisabeth wuchs der Grundbesitz des Hauses rasch an. Ökonomischen Rückhalt bildete die Ausgabe von Land an Leihnehmer mit den drei Hauptvergabearten von Erbleihe, Vitalpacht und zeitlich befristeter Landsiedelleihe, wobei längerfristige Pachtverträge mit der Zeit zunahmen. Im ganzen zeigt sich, daß die ehemalige Villikationsverfassung weitgehend zerfallen war; auf den Eigenbetrieben des Ordens wuchs der Anteil der Lohnarbeiter, die persönliche Abhängigkeit/Hörigkeit verlor an Bedeutung. Typisch für die ausgesprochen rationale Wirtschaftsführung und Verwaltung des Ordens auch im Altreich ist die Dominanz vertraglicher Bindungen, die das Verhältnis von Grundherr und Bauer rechtlich fixierten; das herrschaftliche Element hatte bereits weitgehend an Bedeutung verloren. Aus den genannten Streiflichtern läßt sich ersehen, daß nicht nur der Landes-, sondern auch der Rechtshistoriker reiche Beute findet.

Das Buch ist in Kommission bei N. G. Elwert gewohnt gut gedruckt und fadengeheftet; ärgerlich ist die



unwürdige schlabbrige Broschur und generell der Umstand, daß das Werk nicht in *der* Reihe (des gleichen Verlages!) erscheint, für die es prädestiniert ist – nämlich in den renommierten Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. Stattdessen muß es sein Dasein in den vom Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde herausgegebenen »Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte« fristen – traurig. Möge es trotzdem die verdiente Bekanntheit erlangen.

*Alexander Eichener*

MICHAEL DIEFENBACHER (Bearb.): Das Urbar der Deutschordenskommande Mainau von 1394 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A, Quellen Bd. 39). Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1989. XVIII und 117 S. 1 Faks. und 1 Karte. Brosch. DM 15,-.

Der Autor, der bereits durch seine Herausgabe von sechs Urbaren des Deutschen Ordens hervorgetreten ist (1985 veröffentlicht unter dem etwas irreführenden Titel »Territorienbildung des Deutschen Ordens am unteren Neckar im 15. und 16. Jahrhundert«), legt nun eine weitere, 1983 begonnene Edition eines zeitlich etwas früher angesiedelten, 78 Folia umfassenden Deutschordenslagerbuches vor. Die wirtschafts- und sozialgeschichtliche Bedeutung von Urbaren ist anerkannt; problematisch für die Auswertung ist jedoch ihr Charakter einer bloßen Momentaufnahme. Zu Recht merkt der Editor in seiner Einleitung selbstkritisch an: »Das Ziel einer Edition sollte deshalb darin bestehen, einen Vergleich zweier oder mehrerer in sinnvollem zeitlichem Abstand aufeinander folgender Urbare derselben Herrschaft zu ermöglichen, denn daraus lassen sich dann Entwicklungen darstellen und sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aussagen gewinnen.« Auf vorbildliche Art hat so z. B. Ursula Braasch-Schwersmann serielle Quellen (darunter auch Urbare) ausgewertet und für die Geschichte des Ordens nutzbar gemacht (siehe in diesem Band S. 377f.). Im vorliegenden Fall fehlte es leider an einem zeitlich und räumlich vergleichbaren Lagerbuch; die Aussagekraft der Quelle bleibt also eingeschränkt. Soeben erschienen ist allerdings *Ulrich Wagner*, Das Heidelberger Deutschordensurbar von 1487, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 138 (1990) S. 143–197.

Eine 29 Seiten lange Einleitung in die Geschichte des Ordens im allgemeinen, der Ballei Elsaß-Burgund und der Kommende Mainau im besonderen, ist insgesamt gut gelungen und vermittelt einen soliden Überblick. Die folgenden Editionsverbemerkungen zeugen von der archivarisches Professionalität des Verfassers; sehr erfreulicherweise hat Diefenbacher sich zur im einzelnen wortgetreuen Wiedergabe der fürs Alemannische typischen diakritischen Zeichen (S. 35f.) entschieden und trägt damit hoffentlich zur Standardbildung bei. Es scheint, daß die unheilvollen Folgen der sonst verdienstlichen Schutzzeschen Editionsrichtlinien im Interesse der sprachgeschichtlichen Forschung allmählich überwunden werden.

Die Edition wird beschlossen von einer höchst nützlichen, doch recht handgestrickt anmutenden und grob entworfenen Karte und drei Registern (Orte, Personen, Sachen mit Glossar, letzteres sehr hilfreich).

*Alexander Eichener*

Abt Benedikt Knittel und das Kloster Schöntal als literarisches Denkmal, bearb. von FRIEDRICH ALBRECHT (Marbacher Magazin, Sonderheft 50/1989). Marbach a. N.: Bildungshaus Kloster Schöntal 1989. 111 S. mit zahlreichen Abb. Kart.

Der Schöntaler Abt Benedikt Knittel (1683–1732) hat sich nicht nur als barocker Bauherr einen Namen gemacht, sondern auch als »Verseschmied«, insbesondere in lateinischer Sprache. Er ließ im Kloster selbst und in allen seinen Besitzungen kunstvoll komponierte, mit Chronogrammen und Anagrammen durchwirkte Gedichte aufmalen und einmeißeln. Schöntal wurde so auch zu einem einzigartigen literarischen Denkmal.

Was Abt Knittel freilich kaum bedachte: die Nachfahren, die mit der Einrichtung des Bildungshauses Kloster Schöntal (1979) die Baulichkeiten ungehindert betreten können, wissen nicht mehr um Chronogramme und Anagramme, – von den Lateinkenntnissen ganz zu schweigen. Friedrich Albrecht, bis 1975 Altphilologe am ehemaligen Evangelisch-theologischen Seminar Schöntal, gelingt es in dem glanzvoll aufgemachten »Marbacher Magazin« alle Fragen zu beantworten. Nach einer Würdigung des Abtes Knittel als Mönch, Priester, Landes- und Bauherr charakterisiert er ihn als Dichter. Dabei gruppiert er die